



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Das geistige Leben Königsbergs in der Zeit des dreißigjährigen
Krieges.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das geistige Leben Königsbergs in der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von H. Jacoby.

Während das deutsche Reich von tausend Wunden blutete, die Fremde und die eigenen Söhne in gleichem Maße ihm geschlagen hatten; in der furchtbarsten Zeit, die je über unser geliebtes Vaterland gekommen ist; der Zeit jener langen dreißig Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts, die, erfüllt von unsagbarem Jammer und unmenschlichem Gräuel, mit herzererschütternden Tönen zu uns reden, war Ostpreußen und besonders Königsberg, in einzig glücklicher Lage. Wie eine abgeschlossene Insel blieben sie vor den Verwüstungen, unter denen ganz Deutschland seufzte, verschont. Und so konnte hier das aus Deutschlands Gauen flüchtende Kulturleben eine gesicherte Freistatt finden. Freilich völlig vor kriegerischen Stürmen geschützt war Ostpreußen nicht. Der schwedisch-polnische Krieg zog sich auch bis hierher, wenn auch Königsberg wenig davon berührt wurde. Im Krieg von 1626 hatte es sich durch einen Neutralitätsvertrag mit Gustav Adolf gesichert und blieb so, wenn auch nicht vor drückenden finanziellen Verlusten, so doch vor den unmittelbaren Drangsalen des Krieges bewahrt. Näher rückte die Kriegsgefahr für Königsberg im Jahre 1655. Schon lagerten die Schweden vor den Thoren Königsbergs, zu Wasser und zu Lande war der Verkehr aufgehoben, die Theuerung der Lebensmittel nahm in bedrohlicher Weise zu, in jedem Augenblick befürchtete man das Bombardement der Stadt, alles war in den Waffen, um den Angriff der Feinde abzuwehren, als die Vereinigung des großen Churfürsten mit den Schweden rettend dazwischen trat. Und noch von anderer Seite her hatte Königsberg in jener Zeit zu leiden; verheerende Epidemien wütheten mehrfach und forderten zahlreiche Opfer. Von Anfang bis Mitte des Jahrhunderts herrschte die Pest viermal in den Mauern der Stadt, die ersten Male 1602 und 1620 mit unwiderstehlicher Gewalt, mag auch die Ueberlieferung welche

Grenzboten III. 1877.

18000 und 15000 Todesfälle registriert, über das Maß der Wirklichkeit hinausgegangen sein. Vergegenwärtigen wir uns, daß außerdem 1649 eine Epidemie in akademischen Kreisen, unter Professoren und Studenten, um sich griff, die im akademischen Konvikt ausgebrochen war und zu mehreren medizinischen Dissertationen über den morbus academicus Anlaß gab, so werden wir leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß die glückliche Situation, in der sich Königsberg damals befand, eben nur auf der dunkeln Folie der Schrecken, die über Deutschland sich gelagert hatten, als eine glückliche empfunden werden, als Lichtbild sich abheben konnte. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, waren aber in der That die Verhältnisse Königsbergs sehr günstige, und wir können es begreifen, daß Königsberg in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wie keine andere Stadt Deutschlands als eine Stätte angesehen wurde, an welcher unter dem Schatten des Friedens Kunst und Wissenschaft sich ungestört entwickelten, daß in Folge dessen in großen Schaaren die deutsche Jugend nach der Albertina zog, und diese 3000 akademische Bürger zählen durfte. Wohlfeilheit der Lebensmittel und viele auch Fremden zugängliche Benefizien mußten die Anziehungskraft der Universität steigern.

Unter der Gunst dieser Verhältnisse gewann auch die äußere Gestalt Königsbergs. Bis dahin nur mangelhaft befestigt, wurde es 1626 mit einem Wall umgeben; 1657 wurde die Festung Friedrichsburg angelegt*) zur Sicherung der durch den Frieden von Wehlau erlangten vollen Souveränität des Churfürsten über Ostpreußen, welcher die Königsberger, vom Schöppenmeister Hieronymus Rhode geleitet, die Anerkennung verweigerten. Auch der Bau mehrerer Kirchen fällt in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Der Grundstein zur deutschen reformirten Kirche wurde erst am Schluß des Jahrhunderts gelegt, aber in der ersten Hälfte desselben wurden die Bedingungen geschaffen, welche die Errichtung eines eignen gottesdienstlichen Gebäudes für die Reformirten ermöglichten. Schritt für Schritt sehen wir sie in Preußen Platz greifen, geschützt vom Hause Hohenzollern, gehindert vom König von Polen, den Landständen und der Geistlichkeit Preußens. Nur den Lutheranern und Katholiken war der Erwerb von Grundbesitz, die Bekleidung eines öffentlichen Amtes, die Ausübung des Gottesdienstes gestattet. Den Reformirten waren diese Rechte versagt. Nur das Zugeständniß war gemacht worden, daß, wenn der Churfürst in den Mauern Königsbergs weile, in einem Saal des Schlosses Gottesdienst nach reformirtem Brauch gehalten werden dürfe. Dies geschah am 20ten Oktober 1616; ein starkes Gewitter beim Beginn der Predigt bezeugte den Zorn Gottes über die Zulassung der Keher. Am 26ten

*) Im Westen der Stadt.

März 1617 konnten die Reformirten zum ersten Male die Feier des heiligen Abendmahls begehen. Doch blieb ihre Existenz bis über die Mitte des Jahrhunderts eine sehr gefährdete. Manche Erlasse der Churfürsten zu ihren Gunsten blieben unausgeführt, manchen Forderungen der Stände zu ihren Ungunsten mußten sie nachgeben. Was in ihrem Interesse geschah, wurde mit Protest begleitet. Daß am 11ten März 1642 in der lutherischen Schloßkirche der reformirte Dr. Johann Berg auf Churfürst Georg Wilhelm die Leichenpredigt hielt, geschah unter Protest der Königsberger Geistlichkeit. Daß Glieder des reformirten Adels öffentliche Aemter inne hatten, war Gegenstand heftiger Beschwerden von Seiten der Stände, die freilich erfolglos blieben. Darin lag offenbar ein großer Gewinn für die Glieder der reformirten Kirche, daß ein Theil des preußischen Adels sich unter ihren Fahnen gesammelt hatte. Die Fink v. d. Delsnik, Budewels, Küchenmeister von Sternberg, Freiherr von Waldburg, in erster Linie die Dohnas waren der Hort der reformirten Konfession. Die Grafen Dohna hatten sie nach Preußen verpflanzt. Graf Fabian Dohna war auf einer ausgedehnten Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland mit vielen reformirten Theologen zusammengekommen und hatte mit ihnen, besonders mit Calvins Genossen, Theodor Beza, einen Freundschaftsbund geknüpft. Ein längerer Aufenthalt am Hofe des Churfürsten Casimir in Heidelberg hatte die Sympathien für die reformirte Konfession in ihm befestigt. Sie verbreitete sich im Kreise seiner Familie; auch die drei Söhne seines Bruders Achatus athmeten reformirte Luft in Heidelberg ein. Da die reformirte Konfession so in Preußen einen festen Anhalt am Adel erlangt hatte und von Seiten der Churfürsten ununterbrochen dahin gestrebt wurde, die Rechte der Reformirten zu erweitern, so wurde denn allmählich der zähe Widerstand der Stände und der Geistlichkeit gebrochen und im Jahre 1663 wenigstens soviel erreicht, daß den Reformirten einige wenige höhere Aemter anvertraut wurden und sie das Recht empfingen, drei Kirchen in der Provinz anzulegen. Der Widerstand, den die Stände und die Geistlichkeit Ostpreußens dem Eindringen des reformirten Elementes entgegenstellten, war dadurch wesentlich mitbedingt, daß am Schluß des 16ten und am Anfang des 17ten Jahrhunderts die lutherische Orthodogie in ihrer abgeschlossenen Gestalt hier zur Geltung gekommen war. Die Konkordienformel, welche ein so festes Netz dogmatischer Bestimmungen gewoben hatte, daß jeder abweichenden religiösen Vorstellung der Zugang gewehrt war, hatte verpflichtende Kraft erhalten. Seit 1579 war sie für Prediger und Lehrer maßgebend geworden, alle Geistlichen hatten sie unterschreiben müssen. Nur die theologische Fakultät der Albertina, in der sich Schüler Melancthons befanden und die Geistlichkeit Königsbergs hatten sie abgelehnt. Aber 1620 war auch deren Widerstand gebrochen worden. So herrschte die lutherische Orthodogie

in Königsberg und Ostpreußen mit unumschränkter Gewalt. Ihr hervorragendster Führer war Myslenta, seit 1619 Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen an der Universität, seit 1622 zugleich Mitglied des Konsistoriums, und seit 1626 auch Pfarrer am Dom. Er war ein ausgezeichnete Orientalist und verdankte seiner hervorragenden Gelehrsamkeit, daß er sieben Mal das Rektorat der Universität verwaltete. Aber er war auch ein maßlos leidenschaftlicher Mann, ein Fanatiker der Orthodorie, ein Gladius Ostpreußens, wie dieser ein Slave. Anlässe, die Orthodorie gegen Angriffe, die aus dem Schoß der lutherischen Kirche selbst hervorgegangen waren, zu schützen, fehlten nicht. Sie kamen zuerst von der Seite der Mystik. Die lutherische Orthodorie hatte die Wirksamkeit des heiligen Geistes in die Wirksamkeit der Gnadenmittel aufgehen lassen. Die Mystik wollte jene nicht an diese gebunden wissen. Der Gegensatz kam zum Ausbruch, als die Lehren der Mystik in Beziehung auf die heilige Schrift vom Diakonus Rathmann in Danzig zur Geltung gebracht wurden. Ein Nachspiel der Kämpfe, die sich an die Theologie Rathmanns geschlossen hatten, fand in Ostpreußen statt. Die Ideen Rathmanns verfocht Pfarrer Caspar Movius. Verweilt mit voller Sympathie das Auge des Historikers auf keiner von beiden Parteien, weil hier und da einseitige Positionen gewählt waren, so fesselt uns auch keine der handelnden Persönlichkeiten, weder Myslenta, der von der Domkanzel herab auf die Frechheit des Movius donnerte, da dieser es gewagt hatte, während seiner Anwesenheit in Königsberg im Kneiphof unter seinen Pfarrkindern Logis zu nehmen, noch Movius, der wegen zu heftiger Führung des geistlichen Strafamtes mit seiner Gemeinde in Conflict gerathen ist. Am unerquicklichsten ist die Art und Weise, in der die Controverse behandelt wird; persönliche Interessen unterdrücken die sachlichen. Schließlich verläuft sie im Sande. Größere Triumphe erfocht die Orthodorie über einen anderen Anhänger Rathmanns, den Organisten Michael Weyda, am Dom, der seines Amtes entsetzt wurde, und über den Haberberger Diakonus Hermann Neuwald, der der schwärmerischen Mystik Weigels huldigte, aber reuig zur reinen Lehre zurückkehrte.

Ein höheres Interesse, als diese Bewegungen, erregen die Kämpfe, welche sich an die kirchlichen Bestrebungen des großen Helmstedter Theologen Georg Calixt knüpften. Unter den trüben Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges hatte Calixt eine Union der lutherischen, reformirten, und katholischen Kirche in's Auge gefaßt. Die dogmatischen Bestimmungen der ersten fünf Jahrhunderte, in deren Verlauf noch keine Irrthümer eingetreten seien, sollten die Grundlage der Einheit bilden. Man kann den Gedanken Calixts als einen ungeschichtlichen verwerfen und als aus einem utopistischen Idealismus entsprungen mißbilligen; man kann die Gefahren für das evangelisch-protestantische Prinzip,

die er in sich trug, deutlich erkennen und ihn doch als eine befreiende That begrüßen. Es war ein Ruf nach mehr Licht und nach mehr Luft, der aus dem engen und durch Vorbauten verdunkelten Hause der lutherischen Theologie drang. Man fing an Thüren und Fenster zu öffnen. Und Calixts Ideen schlugen an vielen Orten Deutschlands ein, sie wurden zeitgemäß. Das freilich schließlich erfolglose Thorner Religionsgespräch von 1645 war ein Versuch, ihnen praktischen Nachdruck zu geben. — Auch in Königsberg faßten Calixts Ideen Wurzel. Die jüngeren akademischen Theologen, die drei außerordentlichen Professoren, Dr. Levinus Pouchenius, Dr. Michael Behm, Dr. Christian Dreier waren ihre Vertreter. Offenbar begünstigte sie der Churfürst. Sie, und nicht der ursprünglich dazu designirte Myslenta wurden zum Thorner Collegium deputirt. Ein neuer Gesinnungsgenosse wurde ihnen in Latermann gegeben, der ebenfalls außerordentlicher Professor der Theologie war, zugleich Kaplan in der Altstadt, später am Schloß, durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Behm verknüpft. *) Je mehr der Calixtinismus hier Wurzel zu fassen suchte, desto heftiger erhob sich auch gegen ihn die Opposition, geführt von Myslenta. Von den theologischen Fakultäten Deutschlands wurden Gutachten erbeten und ertheilt, Disputationen folgten auf Disputationen, das schwarze Brett der Albertina wurde eine Musterkarte injuriöser Anschläge. Vor allem war es Latermann, der am energischsten die Ideen Calixts vertheidigte, für und wider welchen der Streit entbrannte. Sein Name wurde von den Kanzeln gerühmt oder beschimpft, die Bürger nahmen Partei bald für, bald gegen ihn, die Stände protestirten gegen ihn und seine Lehre. Vergeblich suchten die staatlichen Behörden zu vermitteln und zu beruhigen. Immer heftiger lohete die Flamme des Streits auf. Myslenta verlor im Laufe des Kampfes die Stellung an der Universität, weil er sich andauernd weigerte, seinem Nachfolger im Dekanat, Michael Behm, die Fakultätsiegel zu übergeben; auch das Amt im Konsistorium wurde ihm genommen. Myslenta ergoß seinen Zorn über das ihm widerfahrne Unrecht in leidenschaftlichen Predigten, in denen er klagte, „daß sich der Satan der Werkstatt des heiligen Geistes in der Kirche und Akademie bemächtigt, dieselbe eingenommen und sie zu des Satans Werkstatt und des Satans Schul gemacht.“ Noch eine andre Gelegenheit bot sich ihm, seinen Zorn zu kühlen. Am 31ten August 1650 starb Michael Behm. Im Dom, der Begräbnißstätte der Professoren sollte seine Leiche beigesetzt werden. Dreier war beauftragt, die Leichenrede zu halten. Aber dieser Entweihung widersetzte sich Myslenta mit aller Energie. Dreier versagte er die Kanzel, der Leiche Behms die kirchlichen Ceremonien, denn beide seien „Mamelucken und Verräther der Lutherischen Religion.“ Und

*) Er war mit Behm's Schwester verheirathet.

in der That mußte jetzt auf eine feierliche Bestattung der Leiche Behms Verzicht geleistet werden, sie wurde in einem Privatgrundstück vorläufig beigesetzt, und erst am 4ten Juni 1652 konnte sie ihrer bleibenden Ruhestätte übergeben werden. In der Zachheimer Kirche hielt Dreier die Leichenpredigt, dann wurde in feierlicher Prozession die Leiche durch die drei Städte getragen und im Dom in der Nähe des Professorenstuhls beerdigt. Am 20ten April 1653 starb auch Myslenta; unter seinem Bilde im Dome steht die Inschrift:

Myslenta hic facie Prussam qui contudit hydram,
Vis penetrare virum? mente Lutherus erat.*)

Die maßlose Leidenschaft, die dem Manne eigen war, erschwert es, seine Verdienste zu würdigen. Und doch fehlte es an solchen nicht. Auch abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen, läßt sich nicht leugnen, daß seinem Kampfe gegen Latermann berechtigte Motive zu Grunde lagen. Der Calixtinismus in Königsberg trug einen katholisirenden Charakter. Seine Verbreitung hatte mehrfache Conversionen zur römischen Kirche zur Folge. Ein Professor der Theologie und drei Prediger, fünf juristische und vier medizinische Professoren, zwei Magister und einige zwanzig Studenten traten aus der evangelischen zur katholischen Kirche über. Der Kirchenhistoriker Grabe vertauschte den deutschen Protestantismus mit der Episkopalkirche Englands. Dreier forderte, daß die Passionszeit hindurch gefastet werde. Ein Sohn Dachs, Robertin endete, zum zweiten Mal Katholik, sein Leben in einem Kloster zu Braunsberg. In engem Bunde sehen wir in dieser Zeit die theologischen und philosophischen Studien stehen. Die letzteren wurden zum großen Theil in theologisch-kirchlichem Interesse getrieben und dienten dem Zwecke, Irrlehren zu widerlegen. Und Theologen waren denn auch vielfach auf philosophischem Gebiet thätig, so Abraham Calov, Christian Dreier, Michael Zeidler. Die herrschende Philosophie schöpfte aus Aristoteles. Mit Altdorf und Helmstedt rivalisirte Königsberg als ausgezeichnete Lehrstätte Aristotelischer Philosophie. Ein vorzüglicher Kenner derselben war der Rektor der altstädtischen Schule, Hartwich Wichelmann.

Eine philosophisch-theologische Controverse beschäftigte damals die Geister, welche den Ursprung der einzelnen Menschenseele betraf. Der Rektor der kneiphöfischen Schule, Neufeld, ließ sie durch die natürliche Fortpflanzung entstehen und vertrat so den sogenannten Traduzianismus, während Dreier sie durch einen besondern göttlichen Schöpfungsakt begründet sah, also den sogenannten Creatianismus vertheidigte. Das philosophische Studium trug einen durchaus abstrakten Charakter und war dem Gebiet der sinnlichen Erfahrung

*) Siehe Myslentas Büge, der Preußens Hydra zerschmettert,
Willst du verstehen den Mann? Schau einen Luther in ihm.

völlig abgewandt. Das lag in der einseitig idealistischen Richtung, welche damals die Wissenschaft beherrschte. Für die empirischen Disziplinen gab es nur wenige Lehrstühle. Die Naturwissenschaften wurden von den Professoren der Medizin und Philosophie gelehrt. Maßgebend war auch hier Aristoteles. Es wurden wohl von den mathematischen Professoren Strauß und Linemann Versuche gemacht, die Allgewalt desselben zu brechen, aber schwerlich mit Erfolg. Diese mangelhafte Bearbeitung des naturwissenschaftlichen Gebietes hatte zur Folge, daß abergläubische Vorstellungen auch in den Kreisen der Gebildeten leicht Eingang fanden. In allen unglücklichen Ereignissen sah man die Hand böser Geister. Der Professor der Mathematik Strauß verteidigte die Wirklichkeit der Zauberei und den Glauben an die Verwandlung von Menschen in Wärmölfe. Der Doktor der Theologie Derschow fand den Ursprung der Epidemien in den Einwirkungen der Himmelskörper und leitete die Theuerung, die in den Jahren 1622 und 1623 herrschte, von der Thätigkeit böser Geister, Alphen genannt, ab, die den Bauern das Getreide entwendeten. Der Professor der Theologie Werner erkannte in Sturm und Gewitter das Walten von Hexen.

Wir sehen, auch Mathematiker wie Strauß, die sonst das Recht der Erfahrung verfochten, die Kepler's und Copernikus' Entdeckungen vertraten, konnten sich doch völlig von dem Bann abergläubischer Vorstellungen, welcher die Zeit gefangen hielt, nicht frei machen.

Auch auf dem Gebiet der Staatswissenschaften galt Aristoteles als unfehlbarer Meister, doch fehlte es nicht an Versuchen, politische Erfahrungslehren zu der ihnen gebührenden Geltung zu bringen. So verfaßte der Bürgermeister am Kneiphof, Andreas Holländer, einen „Spiegel guter und böser Regenten“, der aus dem Leben der israelitischen Könige Regeln politischer Weisheit entnahm, sie durch die Lehren älterer und neuerer Schriftsteller erläuterte und auf die Gegenwart bezog. Viel Aufsehen erregte die Schrift des Kanzlers Christoph von Rappe, der unter dem Pseudonym Pacificus a Lapide hervortrat: „Homo politicus,“ die in ironischem Tone die Grundsätze der Machiavellistischen Politik darstellte und auf die Jesuiten als die vorzüglichsten Lehrer derselben hinwies. Doch wurde hier und da die Ironie nicht gemerkt, und Gegenschriften bekämpften den Schüler Machiavellis. Rom verstand, wie es gemeint war, und setzte das Buch auf den Index.

Auf dem historischen Gebiet wurde wenig geleistet, erst seit dem Jahre 1618 bestand ein Lehrstuhl der Geschichte an der Universität. Ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß er zugleich mit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges errichtet wurde, als solle für die Aufzeichnung seiner thränenreichen Geschichte Sorge getragen werden. Aber freilich Objekt des historischen Vortrags

war fast ausschließlich die Universalgeschichte. Dem Bedürfnisse der Gegenwart dienten nur die politischen Zeitungen, die seit der Mitte des Jahrhunderts zwei Mal wöchentlich, Sonntags und Donnerstags, erschienen. Das geographische Gebiet wurde wenig bearbeitet, nur einige Reisebeschreibungen, wie sie der Mediziner Caspar Stein und der hurfürstliche Rath, frühere Konrektor an der lateinischen Schule in Insterburg, Simon Jegers, verfaßte, gaben einen gewissen Ersatz.

Mit großem Eifer wandte man sich dagegen dem Studium der alten Sprachen zu. Ein hoher Grad in der Beherrschung der hebräischen Sprache wurde erreicht; Reden und Disputationen in derselben waren nichts seltenes. Ebenso wurde auf sichere Aneignung der griechischen Sprache großer Werth gelegt, in den Schulen wurden griechische Ausarbeitungen, in gebundener und ungebundener Rede, von den Schülern gefordert. Griechische Disputationen wurden auf der Universität gehalten, wissenschaftliche Werke in griechischer Sprache verfaßt. Die griechische Aussprache erregte einen heftigen Streit im Lehrer-Kollegium des Altstädtischen Gymnasiums; der Lehrer Johannes Peregrinus wich von der durch Reuchlin zur Geltung gebrachten Regel*) ab und weigerte sich, derselben im Unterricht zu folgen. Vergeblich suchten Rektor und Konrektor ihn auf die alte Bahn zurück zu führen. Auch die Vermittlungsversuche des akademischen Senats und des altstädtischen Rathes blieben erfolglos. Peregrinus legte sein Amt nieder, verließ Königsberg und ging nach Stettin. Mit nicht geringem Fleiß wurde die lateinische Sprache gepflegt, die Sprache der wissenschaftlichen Bildung, die Sprache, die in allen akademischen Vorlesungen angewandt wurde. Ausschließlich für ihr Studium war, allerdings nur auf kurze Zeit, ein akademischer Lehrstuhl errichtet worden. Dem Geist der Zeit entsprechend, stellte man sich in Bezug auf das klassische Alterthum nicht sowohl die Aufgabe, in den Geist desselben einzudringen, als vielmehr Gewandtheit und Fertigkeit in dem Gebrauch seiner Sprachen zu erlangen. Als Vorbild höchster Vollkommenheit in lateinischer Stylistik galt der Holländer Justus Lipsius. So können wir uns auch nicht wundern, daß für kritische Ausgaben der Klassiker und für ihre Erläuterung wenig geschah. Daß es an Handschriften in den Bibliotheken fehlte, daß es bei der großen Entfernung von den Vertriebsorten schwer hielt, einen Verleger zu finden, kam als Hinderniß hinzu. Um so höher sind die freilich nicht zahlreichen Männer zu schätzen, welche diese Schwierigkeiten überwandten. — Auch das Studium der Beredsamkeit wurde mit großem Eifer betrieben. Erfreuliche Resultate wurden

*) „Sie besteht darin, daß unter den Vokalen der F-Laut durchaus vorherrscht und daß das in den Diphthongen vorkommende v konsonantisch lautet.“ L. Geiger Johann Reuchlin. Leipzig 1871. S. 101.

allerdings wenig erzielt. Wie auch die Predigten jener Zeit beweisen, fehlte es ihr an der Fähigkeit schlichter, klarer, durch die Natur der Dinge zwingender Beredsamkeit. Geschmacklose Spielereien, ein Brummen mit Gelehrsamkeit und Belesenheit machen den größten Theil der rednerischen Erzeugnisse jener Zeit ungenießbar. Desto herrlicher sehen wir das geistige Leben auf dem Gebiet der Musik und Poesie sich entfalten. Beide gehen Hand in Hand. Bald sind die Komponisten selbst Dichter, bald mit den Dichtern durch Bande innigster Freundschaft verknüpft. Der Gründer der preussischen Tonschule, Johann Eccard, aus Mühlhausen in Thüringen gebürtig, war ein Schüler des Belgiers Orlando di Lasso. Seit 1583 war er in Königsberg wirksam, zuerst mit der Unterstützung des Kapellmeisters Riccius beauftragt, dann im Jahre 1589 zu dessen Nachfolge berufen. Bis zum Jahre 1608, in welchem er nach Berlin übersiedelte, um die gleiche Stellung am churfürstlichen Hofe einzunehmen, finden wir ihn in Königsberg thätig. Lieblichkeit und Einfachheit zeichnen seine musikalischen Schöpfungen aus, der harmonische Geist einer Idylle athmet in ihnen. Die ersten Nachfolger Eccard's, Johann Crocer und Jakob Schmidt waren wenig bedeutend, von letzterem ist uns nur wenig bekannt, von ersterem, einem sonst, wie es scheint, nicht unbegabtem Manne wissen wir nur, daß er seinem Amte nicht gewachsen war, die Disziplin in der Kapelle nicht aufrecht erhalten konnte. Erst in Johann Stobäus, der ganz den Fußstapfen Eccard's folgte, fand dieser einen geistesverwandten Nachfolger. Stobäus war ein geborner Ostpreuße, seine Vaterstadt Graudenz, wo er 1580 das Licht der Welt erblickte. 1603 erhielt er das Amt eines Kantors der Stadt Kneiphof. Fünf Jahre darauf verlobte er sich mit der Tochter eines Königsberger Bürgers, Elisabeth Hausmann. Eccard feierte die Hochzeit durch eine ihr gewidmete Komposition. Aber dies Glück zerstörte der Tod bald. Nach zehn Jahren vermählte sich Stobäus zum zweiten Male, mit einer Wittwe, Frau Regina Müller. Im Jahre 1627 wurde er zum Kapellmeister berufen. Dies Amt war sehr ehrenvoll, aber auch sehr kostspielig. Zuerst empfing Stobäus gar kein Gehalt, nur die Verpflichtung, den größten Theil der Kapelle mit Nahrung, Kleidung, Wohnung auf eigene Kosten zu versehen. Einige Zeit darauf wurde ihm allerdings Gehalt ausgesetzt, aber die bis dahin ausgegebenen Gelder erstattete man ihm nicht wieder. Die ihm zuerkannte Besoldung bestand in 1000 polnischen Gulden, also nach gegenwärtiger Rechnung in 1000 Mark, 26 Tonnen Tafelbier, sechs Achtel Brennholz und vier Hoffkleidungen für vier Knaben der Kapelle. Er hatte natürlich nach wie vor die Kapelle zum größten Theil zu unterhalten. So können wir uns nicht wundern, daß als er 1646 starb, er den Seinen viel Ruhm und Ehre, aber auch sehr viel Schulden hinterließ. Sehen wir von den traurigen finanziellen Verhältnissen

des Künstlers ab, die sich aus den Bedrängnissen des Staats leicht erklären so war die Lage desselben eine sehr angenehme. Nicht nur ein künstlerisch und dichterisch begabter Freundeskreis ehrte und liebte ihn, auch eine große Zahl adliger und bürgerlicher Häuser brachte ihm Huldigungen dar. Eustach Christoph von Schlieben auf Nordenberg und Baviern, Johann Caspar von Fehrgewang, Erbherr auf Liesken standen ihm nahe. Der Bürgermeister der Altstadt, Hiob Legner,^{*)} und seine Familie, der altstädtische Mälzenbräuer Lorenz von Harlem und andre Häuser waren ihm von Herzen zugethan. Der ernste, mitunter melancholische Geist, der in dem Freundeskreise herrschte, dem Stobäus angehörte, ist auch in seinen Kompositionen vernehmbar. Seine Tonweisen sind nicht mehr so heiter, als es die seines Meisters Eccard waren. Auch nicht so bildreich wie diese, wofür wir den Grund wohl darin zu erkennen haben, daß die Lieder, welche Eccard komponirte, mehr einen objektiven Charakter hatten, während die Dichter, deren Liedern Stobäus folgte, der Darstellung ihrer Subjektivität größeren Raum gaben. Aber die Grundgedanken desselben finden wir auch bei ihm wieder. Beide Künstler suchten die Aufgabe zu lösen, die Sehweise der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, welche Kirchliches und Volksmäßiges verbinden wollte, zu bewahren, aber sie gewandter, anmuthiger, gesangreicher zu gestalten. Die Zahl der Melodien für kirchliche Gesänge, die in die Gemeinden drangen, ist nicht groß. Es ist dies theils daraus zu erklären, daß neue Melodien nur zugleich mit neuen Texten von den Gemeinden angeeignet zu werden pflegten, daß also Stobäus, wenn er schon eingewohnten Melodien die eigne Komposition gegenüber stellte, einen schwer zu besiegenden Widerstand fand, theils war es dadurch bedingt, daß der rhythmische Gesang, den Stobäus voraussetzte, im Laufe des 17ten Jahrhunderts fremd geworden war.

Der dritte hervorragende Vertreter der Preussischen Tonschule war Heinrich Albert. Er stammte aus Lobenstein im Voigtlande, wo er am 28. Juni 1604 geboren wurde. Er studirte anfangs in Leipzig die Rechte, widmete sich aber dann, wohl unter Leitung seines Oheims Heinrich Schütz in Dresden, der Tonkunst. 1626 kam er nach Königsberg, 1631 wurde er Organist am hiesigen Dom, am 9. Februar 1638 vermählte er sich mit Elisabeth Starcke. Schon am 10. Oktober 1651 starb er, auf das tiefste betrauert von Simon Dach, der in ihm einen der ältesten, treuesten Freunde verlor und einen der letzten, die ihm, dem kranken, müden Mann noch geblieben waren.

Die Kompositionsweise Albert's ist zum Theil eine andre, als wir sie bei

^{*)} Auf den Tod Hiob Legners dichtete Dach das herrliche Lied: O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen.

Eccard und Stobäus wahrgenommen haben. Es sind Grundsätze der italienischen Schule Johann Gabrieli's und Claudio Monteverdi's, die er zur Geltung zu bringen bemüht war. Diese suchte einmal sich mehr unmittelbar an das Wort zu schließen und das recitativische Element einzuführen, dann aber durch feinste Ausbildung der Rehlfertigkeit dem Gesang ein höheres Maß der Zierlichkeit zu verleihen. Im Gegensatz zum Motettenstyl pflegte sie den Einzelgesang weniger Stimmen. Unvermeidliche Lücken sollten durch eine begleitende Grundstimme, den Generalbaß, ausgefüllt werden. So entstand das geistliche Konzert. Für diese musikalische Richtung wollte nun Albert hier den Boden bereiten. Aber es gelang ihm nicht; vergeblich suchte er ihr Eingang zu schaffen. So schloß er sich denn der ältern Eccard'schen Schule an, aber zu spät, um tiefer in ihren Geist einzudringen und bedeutende Erfolge zu gewinnen.

Eine geringere Bedeutung, als das Dreigestirn Eccard, Stobäus, Albert, aber doch wohl verdiente Anerkennung gewannen die Kantoren der altstädtischen Kirche Johann Weichmann und Conrad Matthäi, die im Geist Eccard's und Stobäus' arbeiteten. In Christoph Caldenbach, dem Celadon des Königsberger Dichterkreises, der Dichter und Musiker zugleich war, fand Albert einen begabten Schüler. Caldenbach stammte aus Schwiebus, wo er am 11. August 1613 geboren wurde, im Jahre 1636 erhielt er die akademische Würde eines Magisters und das Amt des Prorektors an der altstädtischen Schule Königsbergs, später vertauschte er Königsberg mit Tübingen, wo er eine Professur für Poesie, Beredsamkeit und Geschichte bekleidete.

Sehen wir als Stiftungsjahr der Preussischen Tonschule den Amtsantritt Eccard's in Königsberg, als ihren Abschluß das Todesjahr Matthäi's an, so war ihr eine Dauer von 70 Jahren, von 1589 bis 1659, zu Theil geworden.

In engstem Bunde mit dieser Preussischen Tonschule, stand die Preussische Dichterschule, eine fast ausschließlich der lyrischen Poesie zugewandte Gemeinschaft. Ihr hervorragendstes Glied war Simon Dach.*) Memeler Kind, wo er am 25. Juli 1605 geboren wurde, fand er doch in Königsberg eine zweite Vaterstadt. Hier weilte er von seinem 15. Jahre bis zu seinem Tode, nur mit einer Unterbrechung von sechs Jahren, die er in Wittenberg und Magde-

*) Um die Herausgabe der Gedichte Dachs und die Darstellung seines Lebens hat sich Desterley ausgezeichnete Verdienste erworben. Seine Arbeiten sind abschließend. Eine kleinere Auswahl enthält die Bearbeitung Desterley's im 9. Bande der Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, die Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgegeben (Leipzig 1876). Die größere Ausgabe Desterley's ist im selben Jahre zu Tübingen in der Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins erschienen.

burg allgemein wissenschaftlicher Vorbildung widmete. Am 21. August 1626 wurde er akademischer Bürger an der Albertina, Theologie und Philosophie wählte er zu Gegenständen seines Studiums. Je länger je mehr aber lenkte sich sein Interesse auf die klassische, besonders die poetische Literatur der Griechen und Römer. Und so wurde die Pädagogie seine Berufsthätigkeit. Längere Zeit war er als Privatlehrer thätig, 1633 wurde er Collaborator an der Domschule, 1636 Konrektor an derselben. Schon als Schüler hatte er sie besucht, als Peter Hagius, Dichter geistlicher Lieder, das Rektorat bekleidete. 1639 wurde er durch die Gunst Churfürst Georg Wilhelm's, noch ungracirt und deshalb von der philosophischen Fakultät ungern zugelassen, Professor der Poesie an der Albertina. Am 11. November 1639 hielt er die Antrittsrede. Erst am 12. April 1640 erwarb er den Grad eines Magisters. Seine Vorlesungen hatten die Auslegung des Horaz, Ovid, Juvenal, Seneca zum Gegenstand. Eine große Ausdehnung scheint seine akademische Wirksamkeit nicht gehabt zu haben, wenigstens klagt er, daß die Studirenden sich auf ihre Brodstudien beschränkten. Die Universität erkannte seine poetischen Leistungen an, indem sie ihn 1656 zum Rektor wählte. Drei Jahre darauf starb Simon Dach, am 15. April 1659. — Blicken wir auf die äußeren Lebensverhältnisse, so war sein Dasein ein wenig beglücktes. Er war ein kranker, brustleidender, Mann, und ein armer Mann. Unter aufreibenden Arbeiten, die theils das Amt, theils die Bedürfnisse des Lebens von ihm heischten, litt seine Gesundheit von früh an. Sein Einkommen als Lehrer am Dom war ein kärgliches, seine akademische Befoldung war nicht minder gering. Sie bestand in Hundert Thalern und einigen Holz- und Korndeputaten. Später kam eine persönliche Zulage von 100 Thalern noch hinzu, die aber nicht regelmäßig ausgezahlt wurde. Unter diesem finanziellen Druck wurde seine Gesundheit aufgerieben. Als er noch Lehrer an der Domschule war, erwuchs ihm auch aus dem Unverstand mancher Aeltern viel Aerger. Er muß früh den Eindruck eines gealterten Mannes gemacht haben. So schreibt Martin Opitz am 17. August 1638 an Robertin in Bezug auf eine junge Dame, der Dach damals huldigte: „Dach soll sich nicht in die Jungfer Brodine verlieben, sie ist ihm zu frisch. Ein Liedlein mag er ihr wohl komponiren.“ Den Wunsch sich zu vermählen, scheint er lange gehegt zu haben, aber begreiflicher Weise fehlte ihm der Muth. So klagt er:

Soll denn mein junges Leben,
Da alles liebt und freit,
Alleine sich ergeben
Der langen Einsamkeit?

— — — — —
— — — — —

Nur ich muß nicht genießen,
 Worauf dies Leben geht,
 Das Glück will mir verschließen,
 Was andern offen steht;
 Der Frühling meiner Zier
 Ist ferne schon von hier,
 Gleich wie die Bäche fließen,
 So eilt mein Herbst zu mir.

Ich aber muß noch bleiben,
 So wie ich vormals war,
 Soll nimmer mich beweiben,
 Mit keiner sein ein Paar.
 Das süße Wangenroth
 Soll nimmer mir die Noth
 Der Einsamkeit vertreiben;
 Solch Leben ist ein Tod.

Daß des Pfarrers zu Tharau Tochter, Anna Neander, je die Geliebte seines Herzens gewesen, ist nicht glaublich. Der schelmische und seines Sieges gewisse Ton, der das plattdeutsche Original beherrscht, verbietet es an eine Liebe zu denken, die bei der Erwählten oder ihren Aeltern auf irgend einen Widerstand gestoßen sein könnte. Und wäre schließlich seine Liebe noch an einer Klippe gescheitert, so würde das poetische Gemüth Dachs schwerlich es unterlassen haben, den Bewegungen desselben Ausdruck zu geben. Und so wird die Ueberlieferung Recht behalten, welche das schöne Gedicht aus einer herzlichen Freundschaft erklärt, welche Dach mit dem Bräutigam Kennen's verknüpfte, und es als einen Gruß ansieht, den er im Namen desselben, des Predigers Portatius, dessen Braut zu ihrer Hochzeit darbrachte.*) Dach vermählte sich an seinem 37. Geburtstage, am 29. Juli 1641 mit Regina Pohl, der Tochter des Königsberger Hofgerichtsadvokaten und Assessors im samländischen Konsistorium Christoph Pohl. Die Ehe war eine sehr glückliche. Fünf Knaben, von denen zwei allerdings früh starben, und zwei Töchter füllten das

*) Nach den Aufzeichnungen des Pfarrers Anton Pfeiffer in der Kirchenchronik von Tharau aus dem Jahre 1723 hatte der 1630 gestorbene Pfarrer Neander von Tharau eine „von Gestalt angenehme“ Tochter Anna hinterlassen, elf Jahr alt, die in Königsberg im Hause ihres Vormundes, des Kaufmanns und Mälzenbräuers Stolzenberg aufwuchs und sich, achtzehn Jahr alt, mit dem Pfarrer in Teremgen bei Insterburg, Portatius, vermählte. Als derselbe, Pfarrer in Lautschter geworden, starb, heirathete sie den Nachfolger desselben Prediger Gruben und nach dessen Tode den an seine Stelle getretenen Prediger Melchior Beillstein. Auch diesen Gatten überlebte sie und wurde nun von ihrem Sohn aus erster Ehe, Friedrich Portatius, litthauischem Pfarrer in Insterburg aufgenommen. Als dieser 1688 starb, blieb sie bei seiner Wittve. Michaelis 1689 starb auch sie und wurde in Insterburg begraben.

Haus. Dach's treuer Freund Robertin bezeugte ihm bei der Gründung eines eignen Hausstandes die aufopferndste Liebe. Ein Jahr lang gewährte er dem jungen Paare in seinem Hause Wohnung und Lebensunterhalt. Zwei Jahre später sehen wir den Kneiphöf'schen Magistrat eine werthvolle Unterstützung Dach verleihen, indem er ihm auf Lebenszeit die Benutzung einer Wohnung in der Magister-Straße (wahrscheinlich jetzt Nr. 30)* in der Nähe der Honigbrücke anwies. Dach bezeugte seine Dankbarkeit in einem längeren Gedicht an den Magistrat. Er freut sich, nun der trüben Wohnungsforgen ledig zu sein:

Die Schneek und Schildfrosch bringen
Ihr Hütten mit zur Welt,
Der Mensch muß mühsam ringen,
Oh' er ein Haus erhält.

Geld, Heirathsgut habe er nicht ererbt, und was er sich erwerbe, reiche nicht aus, den Besitz eines eignen Hauses zu erlangen.

Doch darum auf den Gassen
Den Himmel sich allein
Erbärmlich decken lassen
Scheint menschlich nicht zu sein.
Wo in ein Faß auch kriechen
Geht dieses Orts nicht an,
Vor hat es bei den Griechen
Diogenes gethan.
Und könnt' ich so gleich leben,
Die Welt, die hoch gesinnt,
Großmüthig überstreben,
Wo laß' ich Weib und Kind?
Auf hohen Zins wo bleiben
Trägt mein Verdienst nicht aus,
Wer läßt sich auch gern treiben
Oft in ein ander Haus?

Auch der große Churfürst lenkte in die letzten Tage seines Lebens einen freundlichen Sonnenschein. In schwerer Krankheit, die Dach im Jahr 1654 traf, richtete er an ihn die Bitte, für den Fall seines Todes seiner Wittwe auf Lebenszeit ein Gnadengehalt von 100 Thalern nebst einem Deputat von Korn und Holz zu gewähren. Stellten sich auch der Gewährung dieser Bitte nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen, so wurde doch in anderer Weise sein

*) Die Absicht, dies Haus durch eine Gedenktafel auszuzeichnen, mußte, da sich schließlich zeigte, wie unsicher die Bestimmung sei, unterbleiben. Die Magisterstraße ist in der Nähe des Doms im Kneiphof.

Wunsch erfüllt, den Seinen eine sorgenlose Existenz zu bereiten, indem er ein halbes Jahr vor seinem Tode, am 3. September 1658 das Gut Kuyfen in der Nähe von Königsberg — zehn und eine halbe Hufe Landes — zum Geschenk erhielt. Ueberhaupt stand Dach dem Herrscherhause sehr nahe, bei allen Gelegenheiten brachte er ihm dichterische Huldigungen dar, die nach seinem Tode in der Schrift: „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw' und Scepter“ gesammelt wurden. Und wieder bezeugten ihm auch die Churfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm viele Gunst, besonders der letztere. War er in Königsberg, so lud er Dach, auch seine Frau und Kinder ein, und ließ von der auch musikalisch begabten Familie ein kleines Konzert veranstalten.

Unter allen Freunden, die Dach nahe standen, hat niemand einen so großen Einfluß auf ihn ausgeübt, als Robert Robertin. Nach ausgedehnten, langjährigen Reisen war derselbe im September 1633 nach Königsberg zurückgekehrt und bekleidete hier im Laufe der Jahre angesehenere Aemter, bald am Gericht, bald in der Verwaltung. Er starb am 7. April 1648. Robertin war ein selten vielseitig gebildeter Mann, Philolog und Historiker, Jurist und Staatsmann, ein begabter Dichter, vertraut mit ausländischer Literatur und Sprache. Robertin hat Dach geschult. Er hat ihn mit der neueren Literatur bekannt gemacht, mit ihm dichterisch hervorragende Werke, ältere und neuere, gelesen, mit ihm französische, holländische, italienische Gedichte deutsch oder lateinisch bearbeitet, hat ihn zu poetischer Thätigkeit immer von neuem angeregt und seine Leistungen kritisch besprochen. Was ihm Robertin war, hat Dach bei den verschiedensten Gelegenheiten ausgesprochen.

Und in den mannichfachsten Liedern, lateinischen und deutschen, hat er dem tiefen Schmerz über seinen Tod Ausdruck gegeben. Durch alle zieht sich die Klage hindurch, die er in dem Worte ausgesprochen:

O der Mann nach meinem Sinn,
Robertin, mein Trost ist hin,
Der, in dessen Leben
Meines sich befand! Mein Rath,
Meine Ruh' und Zuflucht hat
Gute Nacht gegeben.

Um Robertin und Dach sammelte sich nun ein Kreis poetisch begabter Männer, die regelmäßig zusammen kamen, ihre Gedichte vorlasen und besprachen, auch sich besondere dichterische Aufgaben stellten; der Kreis war nicht fest geschlossen, auch Gästen war die Theilnahme gestattet. Den verschiedensten Stellungen gehörten die Mitglieder an. Der Musiker Heinrich Albert, der Prorektor der altstädtischen Schule Christoph Caldenbach, der sich besonders auf dem Gebiete der lateinischen Poesie auszeichnete, der Professor der Medizin

Tinktorius, der Jurist Abersbach nahmen an ihr Theil. Das Haus des Tinktorius und Abersbachs waren die Versammlungsstätten, später auch die Gärten auf den Hüfen, besonders der Garten Heinrich Alberts.

Wie es in diesen Gesellschaften zuging, hat uns Dach in dem folgenden Gedicht dargestellt:

An diesem Ort allhie
Will ich mich aller Müh'
Und Traurigkeit entschlagen,
Und, was hieher erspart,
Nach Liedern bester Art
Inständig fragen.

Herr Bruder, Orpheus Kind (Albert),
Hebt an, mit mir beginnt,
Ein Lied, so uns ergete.
In was für Noth und Pein
Der Falschen Liebeschein
Uns setze.

Wie Sylvius, der Hirt,
So sehr geplaget wird.
Wenn Phyllis ihn verachtet
Und nach wildfremder Gunst
Aus leicht gestunnter Brunst
Begierig trachtet.

Ich bin mein Bauerlied*)
Nach eurem bald bemüht
Aus Kurzweil an zu heben;
Wenn dies zu End' gebracht,
So sing' ich: Gute Nacht,
Du falsches Leben.**)

Dies will der Bäume Zier
Und dieses gute Bier,
Dies will der Garten wissen;
Dies wünscht die kleine Bach,
Indem sie nach und nach
Geht vor sich fließen.

*) Anke von Tharau.

**) So beginnt ein von Dach nicht verfaßtes Gedicht, in Alberts Arien ist der Name des Verfassers nicht angegeben.

Die Zeit und wir vergeh'n,
Was wir hier sehen steh'n
In diesem schönen Garten,
Verwelkt in kurzer Zeit,
Weil schon des Herbstes Reid
Scheint d'rauf zu warten.

Nach der Sitte der Zeit gaben sich die Dichter idyllische Schäfernamen. Caldenbach nannte sich Celadon oder Lykabas, Aldersbach Barchedas, Robertin Berinto, Dach Chasmino, Sichamand, Tschmando, Albert Damond. Ernste und heitere Töne erklangen in diesem poetischen Kränzchen, das, als dem festen Stamm, aus zwölf Mitgliedern bestand, aber die ernstern überwogen. Ein gewisser melancholischer Zug beherrschte diese Dichter, den die Epidemien und die Opfer, die sie forderten, so wie die Kriege, von denen ja auch Preußen nicht verschont geblieben war, in ihnen geweckt haben mochten. Häufig dichtete einer dem andern das Sterbelied, noch während er lebte. So ist Dach's Gedicht: Ich bin ja, Herr, in Deiner Macht, von Dach für Robertin verfaßt. Albert bezeichnete in seinem Garten zwölf Kürbisse mit den Namen seiner Freunde und fügte jedem Namen einen Reim bei, der an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens erinnerte. Auf Wunsch Robertin's wurden diese Reime von Albert auch in Musik gesetzt und in den Versammlungen gesungen. Weil diese Gemeinschaft so absichtlich das Bewußtsein der Vergänglichkeit pflegte, nannte man sie die Gesellschaft der Sterblichkeit-Beflissenen. Dies Gefühl der menschlichen Vergänglichkeit war aber durch eine tief christliche Frömmigkeit von Ewigkeits- und Hoffnungsge danken durchdrungen. Das Wort, mit dem Robertin ein dem Tod einer Freundin geweihtes Lied schließt:

Alles Leben liegt daran,
Daß man selig sterben kann,

bezeichnet die Stimmung, welche in diesem Kreise waltete. Aber es ist auffallend, daß die heiteren Lieder, die aus ihm hervorgingen, besonders die Liebeslieder, ein sehr geringes Maß sittlichen Gehaltes in sich tragen. Man ahnt nicht, daß dieselben Männer, von denen jene tiefen ernstern Lieder stammen, diese oft so leichtern, jedes bewegten Tones baaren Liebeslieder, die mit unsern erotischen Volksliedern zu vergleichen für letztere beleidigend wäre, zu singen vermögen. Es fehlte ihnen an innerer geistiger Einheit, der leichte Ton, wie er in den Liebesliedern des Horaz angeschlagen wird, und der elegische Ton der Sterbelieder steht unvermittelt neben einander. So können wir es begreifen, daß die Dichter ihre Liebeslieder bereuten, sich ihrer schämten und sie selbst durch neue religiöse Texte, die den ursprünglichen angepaßt waren, ersetzten.

Wenn wir nun unter Dachs Gedichten eine so überwiegende Fülle von Sterbeliedern finden, so dürfen wir nicht alle aus inneren Motiven ableiten, obwohl Dachs Kränklichkeit ein ausreichender Erklärungsgrund sein könnte. Wir haben hier den wundesten Punkt in seiner dichterischen Thätigkeit zu berühren. Simon Dach war ein armer Mann, der immer mit Nahrungsorgen zu kämpfen hatte. Die Besoldung, die sein Beruf ihm gewährte, reichte nicht aus, den Lebensunterhalt zu erwerben. So mußte ihm die Poesie helfen. Er wurde ein sehr beliebter Gelegenheitsdichter, der Aufträge von weit her empfing. Ja noch mehr, daß er überhaupt deutsche, nicht lateinische Gedichte verfaßte, ist ihm durch den Druck der pekuniären Verhältnisse abgerungen. So bekennt er klagend:

„Und die Wahrheit recht zu sagen,
War dies einig schon mein Sinn,
Daß ich mich nicht mehr forthin
Wollte so mit Reimen plagen,
Sondern darauf einig geh'n,
Was du, edles Rom, geschrieben,
Und von dir uns hinten blieben,
Du verständiges Athen.
Aber seht, was will ich machen?

Noch deutlicher spricht er die Geringschätzung der deutschen Poesie aus, wenn er seinen definitiven Entschluß, derselben treu zu bleiben, so motivirt:

Nunmehr kann ich doch nicht werden
Meiner Sazung festen Schluß,
Bei den deutschen Reimen muß
Ich mein Leben nunmehr enden;
Mir sind Reim Ixions Pein,
Tantals Strom und Sisyphs Stein.
Dieses tröstet mich daneben,
Daß sie mir dennoch zur Noth
Bis anher mein Stückchen Brod
Still mit Gott und Ehren geben,
Sammt dem Zeugniß, daß dabei
Auch kein Schilling Unrecht sei.
Nachmals, daß sie mir gewähren,
Was ich meinen Freunden kann,
Seh' ich ihre Gutthat an,
Für die Liebe wiederkehren,
Anzuzeigen meinen Sinn,
Daß ich feind dem Urdauß bin.

Sein Amt als Lehrer der Domschule war nun ein besonderer Anlaß, bei

ihm Sterbegesänge und Leichenlieder zu bestellen. Bei Begräbnissen der Domgemeinde folgte die Schule, Lehrer und Schüler. Die Prozession hatte die Haberberger Kirche, die Leichenkapelle des Doms, zum Ziel. So war Dach längere Zeit bei allen Leichenbegängnissen der Domgemeinde theilhaftig gewesen. Was lag näher als bei ihm auch die Gesänge zu bestellen. Man ging auch wohl gleich zu Albert oder Stobäus, um eine Komposition zum Dach'schen Text zu erbitten. Auf besondern Blättern wurde sowohl das Lied als auch die Musik gedruckt. So hat denn Dach eine Unzahl Sterblicher besungen, gepriesen und gerühmt, die er in seinem Leben nie gesehen hatte und von deren Leben er nichts wußte und viele Reimereien ohne allen Werth verfaßt. Nicht gern, sondern mit Seufzen. Er klagt, welche Last diese Art von Poesie ihm sei. Noch in seiner letzten Krankheit hat er sich Vorwürfe darüber gemacht, daß er so Vieler Lob gesungen habe, ohne ein Recht dazu zu besitzen. Doch entschuldigte er sich damit, daß man ihm falsche Zettel in das Haus gebracht habe. So ist ein großer Theil der Dach'schen Sterbelieder nicht aus innerer Stimmung entstanden, sondern durch bitterste Prosa ihm abgerungen.

Nach dem Tode Robertins und anderer Mitglieder des poetischen Kreises scheint der Rest sich um den churfürstlichen Rath Rütger zum Bergen, einen poetisch begabten und vielseitig gebildeten Mann gesammelt zu haben.

Man wird uns verzeihen, daß wir den poetischen und musikalischen Bestrebungen, die während jener Zeit in Königsberg Boden gewonnen hatten, einen so großen Raum gegeben haben. Die Kulturarbeit, die den andern Gebieten gewidmet war, ist von den späteren Generationen weiter geführt und zu höherer Vollkommenheit entwickelt worden, eine preussische Ton- und Dichterschule aber, deren Mittelpunkt Königsberg war, gab es nur in der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Neger und Negerbarone in Südcarolina.

I.

Ueber dieses Thema berichtet im „Atlantic Monthly“ ein Südcarolinier so viel Neues und Interessantes, daß wir den Artikel einer Uebersetzung für d. Bl. werth halten, bei der nur einiges Nebenfächliche übergangen wird. Südcarolina, bis zum großen Bürgerkriege, der ausgeprägteste Typus eines amerikanischen Sklavenstaats und trotz seiner Kleinheit von größter Bedeutung für die Politik des Südens der Union, wurde von 1669 an unter der Regierung